

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Seel, Martin

Aktive Passivität

Über den Spielraum des Denkens, Handelns und anderer Künste

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | |
|-------------------|---|
| Vorwort | 7 |
|-------------------|---|

I. Vom Wahren

| | |
|--|-----|
| 1. Die Fähigkeit zu überlegen. Elemente einer Philosophie des Geistes | 13 |
| 2. Kenntnis und Erkenntnis. Zur Bestimmtheit in Sprache, Welt und Wahrnehmung | 43 |
| 3. Perspektivität und Objektivität. Überlegungen mit Rücksicht auf Robert Brandom | 72 |
| 4. Vom Nachteil und Nutzen des Nichtwissens für das Leben | 90 |
| 5. Paradoxien der Verständigung. 17 Stichworte | 106 |
| 6. Über sich selbst schreiben. Betrachtungen zu Nietzsches Spätstil | 122 |

II. Vom Guten

| | |
|--|-----|
| 7. Spuren einer eudaimonistischen Ethik in der Kritischen Theorie | 145 |
| 8. Neugier als Laster und als Tugend | 162 |
| 9. Anerkennung und Aufmerksamkeit. Über drei Quellen der Kritik | 177 |
| 10. Ist eine rein säkulare Gesellschaft denkbar? | 202 |
| 11. Dialoge zwischen Kunst und Natur im Zeichen ökologischer Krisen | 223 |
| 12. Aktive Passivität. Über die ästhetische Variante der Freiheit | 240 |

III. Vom Schönen

| | |
|--|-----|
| 13. Was geschieht hier? Beim Verfolgen einer Sequenz in Michelangelo Antonionis Film <i>Zabriskie Point</i> . . . | 269 |
| 14. Bewegtsein und Bewegung. Elemente einer Anthropologie des Films | 285 |
| 15. Die Imagination der Fotografie | 307 |
| 16. Expressivität. Eine kleine Phänomenologie | 324 |
| 17. Notwendige Beliebigkeit. Kontingenz als Organisationsprinzip künstlerischer Objekte | 340 |
| 18. Schönheit – eine kurze begriffliche Reise | 355 |
| | |
| Nachweise | 377 |
| Personenregister | 379 |

Vorwort

Mit jedem Wort, das wir gebrauchen, mit jeder anderen Handlung, die wir vollziehen, jedem Blick, den wir werfen, jedem Gedanken, den wir fassen, in jedem Gespräch, das wir führen, jeder Pflicht, die wir übernehmen, jedem Recht, auf das wir pochen, vor jedem Kunstwerk, das uns anspricht – jedes Mal sind wir bestimmt und bestimmend zugleich. Von dieser aktiv-passiven Natur des Menschen handeln die Beiträge dieses Bandes. Aus unterschiedlichen Perspektiven erkunden sie den inneren Zusammenhang des Bestimmens und Bestimmtwerdens, der unser Tun und Lassen überall prägt. Personen können ihre Unabhängigkeit nun einmal nur in Abhängigkeit von anderen und anderem gewinnen.

Zu der Polarität von Aktivität und Passivität gesellt sich eine weitere, die nicht minder für die Art der menschlichen Freiheit kennzeichnend ist – diejenige von Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Wir können die Bestimmtheit der Welt nur von den Möglichkeiten und Grenzen unseres Bestimmens her denken. Alles Bestimmen spielt sich in Horizonten des vorläufig oder nachhaltig Unbestimmten ab. Dieses Verhältnis betrifft gleichermaßen das theoretische wie das praktische Wissen. Wir verfügen weder über die Welt noch über uns selbst. Die Kräfte der Fusion und Diffusion treffen sich dort, wo wir die Kraft zum Denken und Handeln haben. Bestimmen heißt begrenzen und ist darum seinerseits begrenzt – auch und gerade da, wo wir uns selbst zu bestimmen vermögen.

Die Texte in diesem Buch sind in drei Abteilungen gegliedert. Deren Überschriften – »Vom Wahren«, »Vom Guten«, »Vom Schönen« – dürfen mit einer gehörigen Prise Ironie gelesen wer-

den. Sie wollen weder eine strikte Identität noch eine radikale Differenz der Leitbegriffe der Philosophie signalisieren; beide Alternativen entwerfen ein falsches Bild. Die philosophische Tätigkeit vollzieht sich vielmehr als eine reflexive Aufklärung wechselseitig voneinander abhängiger und aufeinander verweisender Grundbegriffe und Grundverständnisse, die nicht voneinander isoliert werden können. Sie müssen ein ums andere Mal zueinander in Beziehung gebracht werden, was wegen der Dynamik historischer Lebensformen niemals ein für alle Mal gelingen kann. Die Einheit der Philosophie besteht in einem beständigen Verfolgen dieser Verbindungen über ihre inneren Grenzen hinweg. Nur in dieser Überschreitung kann die Philosophie den Selbstaussagen der menschlichen Praxis auf der Spur bleiben und ihren inneren Spannungen gerecht werden. Sie übt sich darin, die Sprachen des Philosophierens immer wieder neu zu übersetzen und sie dabei stets von neuem in ein kritisches Verhältnis zu den Koordinaten unseres Wissens und Wollens zu setzen.

So jedenfalls geschieht es hier. In der Abteilung über das Wahre, die vorwiegend der theoretischen Philosophie gewidmet ist, erhält auch die praktische Philosophie das Wort. Eine Philosophie des Geistes und der Sprache darf nicht ausklammern, was ihre Ermittlungen für den Spielraum der Freiheit bedeuten. Hierbei kommt auch der Ästhetik eine signifikante Rolle zu – denn wie sollte man über Wahrnehmung und Erkenntnis ohne Scheuklappen sprechen können, wenn man ihre ästhetischen Formen nicht wenigstens im Blick behält. Entsprechend haben in dem Teil über das Gute neben der praktischen Philosophie auch die beiden anderen Disziplinen ihren Auftritt. Besonders die Titelabhandlung bringt sie alle eng miteinander ins Gespräch. Die bei Adorno geliebte Formel einer »aktiven Passivität« erhellt die Verfassung unseres Denkens und Handelns weit über eine Theorie der Künste hinaus. Nicht anders verhält es sich schließlich in der Sektion über das Schöne. Wir verstünden die Attraktion des Schönen innerhalb und außerhalb der Künste nicht, würden wir dieses nicht als eine eigensinnige, ebenso betörende wie irritie-

rende Spielart des Guten verstehen, die auch unseren theoretischen Spürsinn animiert.

In dieser innerdisziplinären Offenheit nimmt der vorliegende Band den Leitgedanken meines älteren Buches *Sich bestimmen lassen* (Frankfurt/M. 2002) wieder auf. Zugleich verfolgt er viele Motive meiner fragmentarischen *Theorien* (Frankfurt/M. 2009), in denen ich die Karten der Philosophie noch erheblich wilder gemischt habe, in einem vergleichsweise prosaischen Gestus weiter.

An den hier zusammengestellten Texten habe ich allerlei stilistische Korrekturen stillschweigend vorgenommen sowie einige Wiederholungen getilgt. Die wenigen inhaltlichen Ergänzungen sind in zusätzlichen Anmerkungen markiert. Sebastian Esch bin ich für seine überaus gründliche Redaktion des Bandes verpflichtet. Eva Backhaus, Frederike Popp und Jochen Schuff haben mich bei der Korrektur der Fahnen und der Erstellung des Registers zusätzlich unterstützt. Alexander Roesler vom S. Fischer Verlag war wie immer ein ebenso umsichtiger wie geduldiger Lektor. Ihnen allen möchte ich herzlich danken.

Frankfurt, im März 2014

M. S.

I. Vom Wahren

1. Die Fähigkeit zu überlegen.

Elemente einer Philosophie des Geistes

1.

Die Fähigkeit zu überlegen ist neben der des Betrachtens von Bildern, der Herstellung von Werkzeugen und der Entwicklung politischer Gemeinschaften eine der Grundfähigkeiten des Menschen. Sie ist aber nicht irgendeine dieser Grundfähigkeiten – sie ist diejenige, ohne die es die anderen nicht gäbe. Denn sie ist es, durch die der Mensch ein *handelndes* Lebewesen ist, das in theoretischer wie praktischer Absicht sondieren kann, worauf es sich in seinem Verhalten festlegen will. Diese Sondierung betrifft Möglichkeiten, die gegeben oder noch nicht gegeben, die zu schaffen oder zu erinnern, die zu erhoffen oder zu befürchten – und die darum zu beachten oder zu missachten, zu ergreifen oder zu vermeiden sind. Es ist das Überlegen, das eine Welt eröffnet, die sich im Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vielfältige Zustände gliedert, auf die wir uns unterschiedlich einstellen können. Es eröffnet eine Sphäre erreichbarer und unerreichbarer Möglichkeiten des Fürwahrhaltens und Wahrmachens, die wir in Wahrnehmung, Reflexion und Imagination vor uns bringen und so einer Beurteilung und Behandlung zuführen können. In Prozessen des Überlegens geschieht eine Auffächerung von Gelegenheiten des Innehaltens, Dafürhaltens und Vollbringens, in denen sich das geschichtliche Leben des Menschen bewegt. Ohne das Überlegen gäbe es keine historisch-kulturelle Welt, in der Gedanken formuliert und weitergegeben, Geschichten erzählt und tradiert werden, Handlungen gelingen oder scheitern, Reiche entstehen und vergehen, Hoffnungen enttäuscht werden oder sich erfüllen.

Die Fähigkeit zu überlegen, über die ich hier spreche,¹ ist keine theoretische *oder* praktische Fähigkeit, sondern diejenige einer theoretischen *wie* praktischen Sondierung beliebiger Umstände. Herder hat hierfür das schöne Wort »Besonnenheit« geprägt.² Lebewesen, die in diesem Sinn Besonnenheit *haben, können* sich besinnen: Sie können zu klären versuchen, wie es sich mit etwas verhält und wie sie sich zu etwas verhalten sollen. Auch unüberlegt handeln und reden – und voreilig denken – können sie nur, da sie in der Lage sind, sich zu besinnen. Die Herder'sche Besonnenheit kann daher als Grundausstattung eines *rationalen* Lebewesens verstanden werden. Zu dieser gehört auch das Vermögen, sich dann und wann – und manchmal nachhaltig – irrational zu verhalten. Denn es liegt im Begriff einer Fähigkeit, dass sie gelegentlich unter Niveau gebraucht oder ihre Aktualisierung von Fall zu Fall versäumt werden kann. Wer überlegen kann, verhält sich also keineswegs durchgängig überlegt; er ist vielmehr mit einer fragilen Kompetenz ausgestattet, deren Besitzer nicht davor gefeit, ja sogar in besonderem Maß dazu disponiert sind, in Verwirrung zu geraten und sich selbst in die Irre zu führen. Diese Unsicherheit und Unwägbarkeit des Überlegens reicht so weit, dass man sich bei jemandem, der durchgängig überlegt *handelte* und in diesem Sinn ganz und gar überlegt *wäre*, fragen müsste, ob er überhaupt überlegen *kann*.

So heikel die Kompetenz des Menschen, sich im Überlegen zu orientieren, auch ist, sie ist die Wurzel dessen, was die Tradition »Geist« genannt hat. Sie ist nicht eine Wurzel *dieses oder jenes* Vernunftgebrauchs, sondern *allen* Verstehens unserer selbst und der Welt. Die Frage nach der Natur des Überlegens hält sich daher an einem Punkt der Indifferenz von theoretischer, praktischer und sonstiger Vernunft auf. So jedenfalls hat es Hegel gesehen.

1 Dieser Beitrag basiert auf meiner Antrittsvorlesung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/M. am 27.4.2005.

2 J.G. Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Stuttgart 1981, 28 ff.

»Der Geist«, notiert er in einem Zusatz zu § 4 seiner *Rechtsphilosophie*, »ist das Denken überhaupt, und der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch das Denken. Aber man muß sich nicht vorstellen, daß der Mensch einerseits denkend, andererseits wollend sei und daß er in der einen Tasche das Denken, in der anderen das Wollen habe, denn dies wäre eine leere Vorstellung. Der Unterschied zwischen Denken und Willen ist nur der zwischen dem theoretischen und praktischen Verhalten, aber es sind nicht etwa zwei Vermögen, sondern der Wille ist eine besondere Weise des Denkens: das Denken als sich übersetzend ins Dasein, als Trieb, sich Dasein zu geben.«³ Das menschliche Denken, meint Hegel, kann unterschiedlich auf Unterschiedliches zielen, erkennend auf das Sosein, vollbringend auf das Seinsollen der Welt, vernehmend auf das Erscheinen der Kunst, reflektierend auf das Begreifen der dabei verwendeten Begriffe – aber es ist jedes Mal Denken. Es ist Geist nicht allein in seinem denkenden Vollzug, sondern ebenso in seinem gedanklichen oder intentionalen Resultat. Es ist Geist nicht allein als subjektive, sondern ebenso als intersubjektive, an andere adressierte Leistung. Es ist Geist nicht allein im individuellen Tun und Lassen, sondern ebenso in kollektiven Gestaltungen, die das Tun und Lassen von Einzelnen weit übersteigen, wie es bei Regeln, Ritualen und Institutionen der Fall ist oder in den Systemen der Ökonomie, des Rechts, der Politik, der Religion und der Wissenschaft. Diese Verhältnisse, so unabhängig sie auch von den einzelnen Vollzügen des individuellen Denkens bestehen mögen, »sind« Geist in dem Sinn, dass sie in ihrem Bestehen von der Übung des Überlegens und Verstehens abhängig sind. Deswegen ist das, was ich hier ausführe, ein Beitrag zu einer Philosophie des Geistes – in einer durchaus altmodischen Bedeutung des Begriffs, die unter »Geist« nicht allein psychische Zustände aller Art, sondern die gesamte Sphäre der

3 G.W.F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, in: Ders., Werke in zwanzig Bänden, hg. v. E. Moldenhauer u. K.M. Michel, Frankfurt/M. 1970, Bd. 7, 46 f.

menschlichen Praxis fasst. Subjektiver wie objektiver Geist, um es noch einmal in Hegels Sprache zu sagen, haben ihre Wurzel in der Fähigkeit des Überlegens.

2.

Was ich im Folgenden darlegen werde, wird also den Charakter einer Wurzelbehandlung haben, von der ich hoffe, dass sie nicht allzu schmerzhaft ausfallen wird. Um diese durchzuführen, müssen wir uns klarmachen, dass auch das Überlegen ein Handeln ist, eines freilich, das nicht mit äußerer Bewegung oder mit Eingriffen in die Welt verbunden sein muss. »Überlegst du oder starrst du nur vor dich hin?«, können wir ein Kind fragen, das über seinen Hausaufgaben sitzt. »Überlegen Sie doch!«, können wir einem Prüfling sagen, der sich in widerstreitenden Aussagen verheddert hat. In Aufforderungen dieser Art wird der Tätigkeitscharakter des Überlegens deutlich; Überlegungen sind Akte, die man vornehmen oder unterlassen kann, und setzen Prozesse in Gang, auf die man sich einlassen oder von denen man sich fernhalten kann. Andererseits sagen wir aber auch: »Hör auf zu überlegen, tu endlich was!«, und markieren damit eine charakteristische Differenz zwischen dem Überlegen und dem sonstigen Handeln, worin die Polarität von »Denken und Handeln« ihre Berechtigung hat. Wer bloß überlegt, lässt alle *andere* Tätigkeit ruhen. In Situationen, in denen es auf schnelle Entscheidung und rasches Zupacken ankommt, erweckt dies nicht selten den Eindruck, dass die Betroffenen *gar nichts* tun. Jedoch ist dies lediglich ein komparatives Nichtstun, denn sie sind durchaus mit etwas beschäftigt, womit sie jetzt aufhören und später wieder beginnen könnten. Das Denken ist nun einmal kein Machen, keine *Poiesis*, aber doch eine – und nicht irgendeine – *Praxis*.

Diese Praxis hat einen wesentlich intersubjektiven Charakter. Natürlich bewegt sie sich allein vermöge subjektiver Vollzüge, da

niemand an der Stelle eines anderen überlegen kann. Zwar kann man in einem bestimmten Sinn *für* den anderen überlegen – so wie es Eltern für ihre Kinder tun, wenn sie darüber nachdenken, wann und wo sie eingeschult werden sollten –, aber man kann nicht die Überlegung eines anderen anstellen. Auch wenn mehrere zusammen darüber nachdenken, was von Hegel zu halten ist oder wohin der nächste Urlaub gehen soll, muss jeder einzelne sein *eigenes* Überlegen ins Spiel bringen. Überlegen kann nur, wer es auch alleine kann. Trotzdem gehört es zur Fähigkeit des Denkens, dass sie für andere identifizierbar ist. Von Grenzfällen abgesehen – »Starrt er noch oder denkt er schon?« – ist das Überlegen eine Handlung, die im Kontext *anderer* Handlungen steht, die öffentlich zugänglich sind. Es äußert sich in charakteristischen Verhaltensweisen, in Mimik und Gestik, im Reden und Schreiben sowie in weiteren Hervorbringungen, die als Ausdruck eines überlegten Vorgehens interpretierbar sind. Ein Überlegen, das in seinen Vollzügen und Konsequenzen nicht ans Licht treten, das in der gemeinsamen Welt keine Spuren hinterlassen könnte, wäre keines. Wer überlegen kann, bewegt sich in einer Welt, in der Überlegende *einander* die Fähigkeit zum Überlegen zuschreiben.

Diese Zuschreibung gelingt aber nur, soweit das Überlegen der anderen grundsätzlich verständlich ist. So sehr einzelne Überlegungen eines Menschen für andere unverständlich bleiben können – wenn sein *Denken* für sie unverständlich bleibt, beginnen sie zu zweifeln, ob er überhaupt denken kann. Denkende können auch sich selbst nur verstehen, wenn sie in ihrem Denken weitgehend verständlich sind. Wer seine Überlegungen nicht mitteilen kann, kann nicht mitteilen, dass er denken kann und also gar nicht sicher sein, dass er zu denken vermag. Sein Denken mitteilen aber kann nur, wer Gedanken anderer zu *teilen* weiß – gewiss nicht alle ihrer Gedanken, aber doch so viele, dass man sich über naheliegende Dinge verständigen und auf dieser Basis über weniger Naheliegendes auch streiten kann. Denken zu können bedeutet, sich auf eine für andere verstehbare Weise auf eine auch an-

deren zugängliche Welt beziehen zu können. Denn nur wenn es eine auch *anderen* zugängliche Welt ist, auf die sich Denkende in ihrem Denken beziehen, können sie sicher sein, dass es eine *Welt* ist, auf die sie sich beziehen. Und nur wenn sie sich auf eine Welt beziehen können, die nicht lediglich die Ausgeburt ihres Denkens ist, können sie für ihre Überlegungen *Erkenntnis* in Anspruch nehmen – die Erkenntnis, dass es sich hiermit und damit so verhält, wie auch *andere* es müssten einsehen können. In diese kommunikative Situation ist alles Denken auch dann eingebunden, wenn es sich nicht in kommunikativen Akten vollzieht. Als Denken spielt es sich in einer sozialen Welt ab – in einer Welt, in der Gedanken den intersubjektiven Anspruch auf Wahrheit oder Plausibilität erheben und daher geteilt und kritisiert werden können. Als Denken aber spielt es sich nicht allein in einer *sozialen* Welt ab, sondern in einer, die in vielen Hinsichten *unabhängig* von den Prozessen des menschlichen Meinens und Planens besteht. Nur weil die Welt kein Produkt des Denkens ist, nur weil sie nicht durchweg Geist ist, sind für andere verständliche Reaktionen auf die soziale wie die natürliche Welt möglich. Im Denken wie in vielen anderen Verhaltensweisen beziehen wir uns auf Verhältnisse, die nicht insgesamt in unserer Macht liegen und an denen wir deswegen unsere Macht versuchen können.

Die zugleich intersubjektive und objektive Kontur des subjektiven Überlegens ist in den Arbeiten von Wittgenstein, Davidson, Brandom und der jüngeren Frankfurter Philosophie – ich denke vor allem an Karl-Otto Apel, Jürgen Habermas und Friedrich Kambartel – so gut beleuchtet worden, dass ich mich mit diesen kurzen Hinweisen begnügen kann. Ich benutze diese Erinnerung, um den Stellenwert des Überlegens für eine Philosophie des Geistes hervorzuheben. Nur im Umkreis des Überlegens gibt es Intentionalität in dem anspruchsvollen Sinn einer in Raum und Zeit ausgreifenden Voraussicht und Planung, Erinnerung und Imagination. Und nur im Umkreis des Überlegens gibt es so etwas wie Verbindlichkeit – und zwar Verbindlichkeit aller Art, von der logischen bis hin zu derjenigen moralischer und recht-

licher Natur. Denn nur wer überlegen kann, hat *Gründe* zu glauben, was er glaubt, und zu wollen, was er will. Nur wer überlegen kann, kann sich – für sich selbst und gegenüber anderen – nach Maßgabe seiner Gründe festlegen in dem, was er denkt und will. Und nur wer dies kann, kann seine Festlegungen variieren und revidieren. Nur wer überlegen kann, kann sich aus eigenem Antrieb verändern. Nur wer überlegen kann, ist in seinem Tun und Lassen frei.

Warum das so ist, lässt sich an der Differenz zwischen dem Guten und Schlechten einerseits und dem Richtigen bzw. Wahren und Falschen andererseits erläutern. Was gut oder schlecht für ein Lebewesen ist, sei es Mensch, Tier oder Pflanze, lässt sich feststellen, ohne dass man ihm die Fähigkeit zubilligt, ein Urteil darüber zu haben, was für es gut oder schlecht ist (obwohl es natürlich beim Menschen häufig mit solchen Urteilen verbunden ist). Was hingegen richtig oder falsch im Verhalten eines Lebewesens ist, davon ist nur zu sprechen, wenn das betreffende Lebewesen *selbst* um diesen Unterschied weiß. Freilich gibt es Grade dieses Wissens, wie man sich an Kleinkindern leicht klarmachen kann; aber im vollen Sinn erreicht ist dieses Wissen erst dort, wo ein Handelnder die Unterscheidung von »richtig« und »falsch« auf sich selbst, d. h. auf sein Verhalten, anwenden kann – und diejenige von »wahr« und »falsch« auf seine Meinungen. Nach einem Argument von Davidson hat Meinungen über die Welt nur, wer Meinungen über seine Meinungen (und über diejenigen anderer) hat: wer Meinungen als wahr und falsch einzuschätzen vermag.⁴ Wer aber in diesem Sinn Meinungen hat, hat Meinungen auch darüber, was in instrumenteller bis moralischer Bedeutung richtig und falsch ist. Wer also Meinungen in diesem Sinn hat, kann sich mit Hilfe korrigierbarer Meinungen über sich und die restliche Welt organisieren. Nichts anderes aber bedeutet es, zum Überlegen fähig zu sein, weswegen man sagen kann: Im Unter-

4 D. Davidson, Vernünftige Tiere, in: Ders., Subjektiv, intersubjektiv, objektiv, Frankfurt/M. 2004, 167–185.

schied zu »gut« und »schlecht« gibt es »richtig« und »falsch« nur im Kontext des Überlegens.

Und damit Verbindlichkeit im Denken und Handeln. Diese rührt daher, dass der Überlegende sich auf eine bestimmte Weise bindet – nämlich an das *Resultat* seiner Überlegung und darauf, was aus diesem für das eigene Meinen und Beabsichtigen folgt. Das Resultat einer Überlegung aber ist dies nur, wenn diese Bindung nicht willkürlich, einfach so, ausfällt, sondern auf Gründen basiert, die für oder gegen diese und jene Überzeugung, Absicht oder Einstellung sprechen. Gründe sind kein Privatbesitz, sondern etwas, was durch andere und mich selbst korrigierbar ist: worüber ich mir und anderen Rechenschaft ablegen und wofür ich zur Rechenschaft gezogen werden kann. »Du widersprichst dir doch!«, »Das kann nicht dein Ernst sein!«, oder im moralischen Kontext: »Das kannst du nicht machen!« – das sind gängige Reaktionen, wie wir sie einander, aber manchmal auch uns selbst zukommen lassen. Begründete Festlegungen nämlich haben Konsequenzen: nicht nur was den Haushalt von Überzeugungen, sondern auch, was das weitere Handeln und das Selbstverständnis einer Person betrifft. Nur weil sie Konsequenzen haben, sind sie Teil eines *Netzes* von Orientierungen, das Umsicht und Einsicht über das Hier und Jetzt hinausreichen lässt – eine Grundbedingung der Herder'schen Besonnenheit. Selbst diejenigen meiner Gründe, von denen ich sagen kann, dass sie nur für mich welche sind, zum Beispiel meine Tapeten gelb anzumalen, sind Gründe nur dann, wenn auch andere einsehen könnten, dass *ich* hinreichende Gründe habe, meine vier Wände so zu gestalten. Hätten wir nicht für viele unserer Verhaltensweisen Gründe und wären diese nicht im Verhalten erkennbar und in verschiedenen Medien – Gestik, Mimik, Wort, Schrift, Bild, Musik (einschließlich ihrer Kombinationen) – kommunizierbar, so wären wir nicht verstehbar – weder für andere noch für uns selbst. Gäbe es nicht die Verbindlichkeit, wie sie mit der intersubjektiven Währung von Gründen gegeben ist, so hätte unser Verhalten nicht die von Wilhelm von Humboldt in bewegenden

Worten beschriebene Durchsichtigkeit *und* Undurchsichtigkeit, die das Reden und Schweigen unter Menschen überhaupt interessant macht.⁵ Normativität und Verständlichkeit gehören zusammen: Wir verstehen uns und einander und verstehen einander und uns selbst gelegentlich nicht, wir teilen die Auffassung der anderen oder teilen sie nicht, weil wir durch unterschiedliche Arten von Gründen gestützte Vorstellungen darüber haben, was im Denken und sonstigen Handeln richtig ist. Das macht uns verletzlich in einer Weise, in der es nicht-rationale Lebewesen nicht sind, aber es macht uns auch beweglich in einer Weise, die es ohne Rationalität nicht gibt. In seinem Tun und Lassen durch andere und sich selbst korrigierbar zu sein ist das Wahrzeichen des Geistes. Wer aber, um es zu wiederholen, seine Gedanken, Vorhaben und Leistungen korrigieren kann, kann *sich* korrigieren – und ist insoweit in seinem Handeln frei.

5 Vgl. hierzu Beitrag 5 in diesem Band.